

kann. Niemand sucht das Leiden, niemand darf das Leiden suchen. Aber wenn es da ist, braucht es unsere Nähe und unsere Leiblichkeit. So ist Leiden nicht nur ein Test für unsere Humanität, sondern ebenso eine Probe für die Güte einer Religion. Gelingt es einer Religion, mit den Leidenden mitzugehen, oder stopft sie sie voll mit Illusionen und leeren Versprechen? Macht die eschatologische Hoffnung wirklich tätig in dieser Zeit von hier und heute? Oder fördert Religion eine falsche und passive Leidensmystik? Dann wäre sie wie ein Gift für die Menschen. Das sind die offenen Fragen, und daran entscheidet sich nicht wenig die Glaubwürdigkeit des Christentums und einer Religion überhaupt. Leiden ist weder blinder Zufall noch einfach Wille Gottes, sondern Geheimnis, das uns mehr zusammenführen sollte.

Albert Biesinger

Religionspädagogische Besinnung für die 80er Jahre

Anhand einiger Beispiele versucht der Autor deutlich zu machen, daß und warum der Religionsunterricht in den kommenden Jahren existentieller konzipiert werden muß, daß und warum sich der Religionslehrer als Glaubender der Kinder und Jugendlichen annehmen muß. red

Begleiter auf dem Weg zum Leben

Seine Mutter ist Alkoholikerin; wenn Martin sie sieht, hat er Angst. Seine Oma hat ihn gefüttert; sie hat Angst, daß er in der Gosse endet.

Er ist 17 Jahre alt und an unserer Schule. Sein Vater ist weggelaufen und will ihn nicht mehr näher bei sich haben, als daß er ihm den monatlichen Scheck schickt.

Sich wohlfühlen, ja, das habe er mal in der Jugendgruppe erlebt, aber seine Freundin dort habe ihn hängen lassen.

Es sei nichts mehr geworden mit der Gruppe. Er habe aber eine neue Freundin gefunden in einer anderen Gruppe.

Aber der Arzt habe ihm jetzt gesagt, er

habe Leukämie im Anfangsstadium. Er habe Angst, es seiner Freundin zu sagen.

Er saß heute mit Tränen in den Augen in der vorderen Reihe rechts. Seine Großmutter habe noch nicht einmal gemerkt, daß er Schlaftabletten genommen habe.

Vier Wochen später: „Anja und ich wollen nächstes Jahr heiraten.“ Eine Woche später: Anja ist bei einem Autobahnunfall vom Motorrad gestürzt. Sie liegt im Koma.

Wenn sie stirbt, mache ich Schluß.

Ich nehme ihn mit in das Café um die Ecke. Wir sprechen über Leid, Tod und Hoffnung.

Sieben Wochen später: Anja ist zum ersten Mal wieder wach. Martin rennt auf sie zu. Sie fragt: „Wer sind Sie?“

Anja macht einen Selbstmordversuch.

Er steht mit seinem Freund Peter vor dem Klassenzimmer und fragt, ob sie beide heimgehen könnten.

Peter ruft meine Frau an: „Anja ist gestorben. Sie hat eine weitere Gehirnoperation nicht mehr verkraftet.“

Martin und Peter stehen vor dem Lehrerzimmer. Beide sagen lange kein Wort. Peter verspricht mir, ihn übers Wochenende zu sich nach Hause zu nehmen. Ich rufe Peter zu Hause an, er weiß nicht, was er tun soll. Seine Mutter verschließt alle Medikamente und Messer.

Ich habe Angst. Ich schreibe Martin einen Brief an Peters Adresse.

Fünf Tage später ruft Peter an, es geht schon ein bißchen besser. Aber er schläft weiterhin bei uns. Er verspricht mir, daß er sich meldet, wenn's schlimmer wird.

Eine Woche später: Martin und Peter warten auf mich vor dem Haupteingang. Martin schaut mich ernst an: „Wenn Peter nicht gewesen wäre, ich wäre nicht mehr da.“ Peter darauf: „Jetzt laß' mal, wir fahren in den Herbstferien erst mal nach Italien und machen Urlaub.“

Eine Ansichtskarte aus Norditalien läßt mich zusammenzucken. Sie werden noch lange nagen an der Endlichkeit ihres Lebens. Und ich auch. Aber Peter hat Martin den Weg zum Leben wieder aufgestoßen.

Ähnlichkeiten dieses Berichtes mit tatsächlichen Situationen sind nicht nur beabsich-

tigt, sondern authentisch. Lediglich die Namen wurden aus Anonymitätsgründen von mir geändert.

Mehr als nur lehren

Claudia startete heute wie weggetreten in den Schulhof. Ich frage sie, ob es ihr nicht gutgeht. Sie erschrickt und schaut mich mit großen Augen an. „Ich weiß auch nicht, ich komme einfach nicht mehr mit mir zurecht. Ich bin ein Versager, ein totaler Versager. Es gelingt mir nichts mehr. Heute habe ich sogar eine ‚5‘ geschrieben in Latein, obwohl ich bisher eine ‚2‘ hatte. Wie soll das mit dem Abitur nur gutgehen.“

Ich versuche, auf sie einzugehen. Das eigentliche Problem, das könne sie sowieso nicht lösen. Sie lenkt ab. Kürzlich sei sie zusammengebrochen. Der Arzt habe sie zum Psychotherapeuten geschickt. Aber ihre Eltern würden Druck machen, daß sie das Abitur erst macht. Es hat zum zweiten Mal geklingelt, die Pausenhalle wird leer. Sie fängt an zu weinen. Ich verspreche ihr, mit ihrer Tutorin zu reden. Das Klima an der Schule sei kälter geworden. Ihre Mitschülerinnen würden noch nicht einmal mehr abschreiben lassen. Jeder schaue nur darauf, daß er mehr Punkte bekomme als die anderen. Ich verabrede mich mit ihr nach der Schule ins Café um die Ecke.

Die ersten 10 Minuten meiner Religionsstunde sind schon vorbei. Meine 10. Klasse wartet bereits auf mich. Ich entschuldige mich, daß ich noch ein wichtiges Gespräch gehabt hätte.

*Nicht nur Wissensvermittler,
sondern Mensch!*

Gesucht ist an dieser Schule nicht nur ein Wissensvermittler, sondern ein Mensch, mit dem man reden kann. Diese Gespräche führen mich oft an die Grenze meiner Möglichkeiten. Und doch weiß ich, daß ich mich nicht entziehen darf.

Immer wieder frage ich mich, „wer bin ich denn als Religionslehrer?“ Sie wollen mich manchmal in der Diskussion kämpfen sehen. Wie ist das mit diesem Gott, legen Sie sich diesen Gott nicht selber zurecht, wie ist das denn mit diesem Sterben und

der Auferweckung? Vertrösten Sie sich nicht auf das Leben im Jenseits? Warum gehen Sie in die Kirche? Würden Sie noch einmal heiraten?

Als Wissensvermittler allein kann ich mich diesen fundamentalen Anfragen nicht stellen. Manchmal denke ich, daß der Religionslehrer ein großer Glaubender sein müsse.

Will ich nämlich als Religionslehrer auch affektive Sinnorientierung vermitteln, etwa in den Kategorien „beachten“, „antworten“, „werten“, „Aufbau einer Werthierarchie“ und „Charakterisierung eines Verhaltens durch einen Wert oder Wertkomplex“ (Bloom, Krathwohl), kann ich mich nicht mehr auf kognitive Theorien und Thesen über den Glauben zurückziehen, sondern muß selbst Stellung nehmen, bzw. muß bereits Stellung genommen haben.

Zur existentiell betreffenden Reflexion über den christlichen Glauben wird die Vermittlung von Theologie in Lebenssituationen nämlich erst, wenn ich als Religionslehrer selber glaube.

Ich würde mich sonst lediglich als objektiven Informator und Vermittler von Tatbeständen mißverstehen und mich „in wertfreie, theologisch-historische Wissenschaft, und damit in eine mißverständene Dozentenrolle“ zurückziehen*.

Ich kann nicht bei der religiösen Praxis meiner Schüler ansetzen und ihnen durch den Unterricht veränderte Praxis ermöglichen, wenn ich nicht selber in meiner Gemeinde Glauben praktizieren kann. Ich muß den „Grund meiner Hoffnung“, meinen Standort in der Kommunikationsgemeinschaft der christlichen Gemeinden realisieren. Ich möchte nicht von meiner Gemeinde im Stich gelassen werden, denn ich werde in der Schule nach dem, woran ich glaube, befragt.

Ich bin zwar kein Prediger in der Schule, jedoch kommt es mir so vor, als ob die Zeugenschaft für den Glauben mir auch als eine unerläßliche Aufgabe an der öffentlichen Schule aufgegeben sei. Manchmal denke ich, daß neben wissenschaftlicher

* R. Leuenberger, Schüler und Lehrer im Bedingungsgefüge des Religionsunterrichts, in: Handbuch der Religionspädagogik, Band I, Gütersloh u. a. 1973, 308.

und pädagogischer Befähigung auch eine spirituelle Vorbereitung für Religionslehrer notwendig ist.

Ich merke, daß sich meine Grundeinstellung den Schülern gegenüber klimatisch erheblich auswirkt. Daß sie keine Angst vor mir haben und ich keine Angst vor ihnen haben muß.

Es macht mir manchmal Spaß, knallhart wissenschaftstheoretisch mit den Schülern zu kämpfen.

„Ich gebe zu, ich kann nicht empirisch überprüfbar nachweisen, daß ich eines Tages von Gott auferweckt werde. Aber ich denke, daß Sie auch nicht empirisch überprüfbar nachweisen können, daß Sie eines Tages nicht von Gott auferweckt werden!“
Es wurde still im Raume.

Lehrplan-Streß und unsinnige Zeiteinteilung überwinden!

Wenn wir gerade mitten in der Auswertung der Arbeitsgruppen sind, läutet es. Eingezwängt fühle ich mich in einen pädagogisch unsinnigen 45-Minuten-Takt. Die dichte Atmosphäre bei der Auswertung der Arbeitsgruppen läßt sich am Beginn der nächsten Stunde natürlich nicht „herstellen“.

Endlich sind wir wieder wer! Das Kultusministerium hat unseren Lehrplan für die Sekundarstufe II für gut befunden. Dieser Lehrplan ist ja immerhin ein Theologiestudium im Kleinformat.

Ein Kollege von der Uni sagt mir, die Lernziele dieses Kurses könne er noch nicht einmal in einem Proseminar in den ersten vier Semestern des Theologiestudiums erreichen.

Das Zentralabitur schwebt wie ein Schwert über unseren Köpfen. Eine Unmenge von Texten müssen behandelt werden. Es bleibt mir manchmal die Luft weg, wenn ich sehe, wie die Schüler Religion „pauken“.

Sabine hat heute lange mit mir diskutiert, um einen Punkt besser im Zeugnis zu bekommen. Ich halte an meiner Entscheidung fest, weil sie sich mündlich kaum engagiert hat.

Ich würde gerne exemplarisch mit den Schülern im Kreis herum sitzen und mich

mit ihnen wie in mich selber hineinhorchend und in sie hineinhorchend unterhalten, wohin denn unser Leben führen soll, woher wir kommen und was uns innerlich am Leben hält. Ich würde mich gerne mit ihnen auseinandersetzen, was es heißt, daß Gott in Jesus Christus Mensch wird. Was es heißt, ein neues Jahrzehnt zu beginnen, was es heißt, Hoffnung zu haben über den Tod hinaus.

Aber ruhig und exemplarisch mit ihnen zusammenarbeiten, das scheint doch gar nicht mehr in diese Schule zu passen. Dieser Lehrplan schafft es manchmal, mich zu hetzen. Immer wieder widerstehe ich ihm.

In fünf Gruppen auf dem Boden sitzend malen, wo ist Gott, Leid, Tod, Hoffnung, Liebe, das hat heute meditative Ruhe ins Klassenzimmer gebracht. Wieder reicht uns die Zeit nicht, auch nur die Bilder der anderen Gruppen einigermaßen wahrzunehmen. Wir sind heute nach Basel gefahren, der Synagogen-Gottesdienst hat mich und die Schüler berührt. Auf dem Heimweg sagen sie mir, so etwas müßte man viel häufiger machen.

Am Morgen dieses Jahrzehntes

Werden sich die religionspädagogischen Theorien ebenso jagen, wie im abgelaufenen Jahrzehnt? Ich weiß nicht viel, aber ich weiß eines, der Religionsunterricht muß existentieller konzipiert werden, er muß betroffen machen, und er muß Kommunikation schaffen. Glauben heißt in Kommunikation mit Gott und den Menschen sein.

Ulrich Schmidt

Sieben Jahre Diakon — Vom „Kaplanersatz“ zum Seelsorger an Kranken und Sterbenden

Zu Beginn der 80er Jahre, etwas mehr als 11 Jahre nach der ersten Weihe Ständiger Diakone, gab es in über 70 Ländern der Erde nahezu 6500 „Ständige Diakone“.

Sie alle versuchen, auf vielfältige Weise im amtlichen Auftrag der Kirche die Dia-